

»»» Ueber Klippen. «««

[23]

Roman von Caroline Deutsch.

(Nachdruck verboten.)

„Es ist, wie wenn sich die Seele nicht zurechtfinden könnte,“ sprach die Alte. Dann sahen sie sich wieder stumm gegenüber und sahen schweigend auf das stille, blaue Gesicht.

Da war es Marka, als höre sie die Stimme im Traume wieder: „Erst den Stein weg, erst den Stein weg! Er drückt mir ja das Herz ab!“

Da ging plötzlich ein seltsamer Ausdruck über ihr Gesicht, es war wie ein Leuchten, das sich von den Augen aus über die alten, runzligen Züge verbreitete.

„Hier kann kein Doktor, hier kann vielleicht nur Einer helfen!“ — sagte sie mit leiser, geheimnißvoller, fast flüsternder Stimme, „nur Einer . . . mein Stefan!“ Mit diesen Worten humpelte die kleine, gebückte Gestalt aus dem Zimmer.

Betroffen, fast verständnislos sah ihr Lory nach. Was hatte sie gesagt? . . . Wenn Einer, so konnte er helfen — Was dachte sie sich dabei? Wie konnte Stefan helfen? Und wenn er's könnte, würde er es wollen?! . . . Heute, an dem Tage wollen, wo seine eigenen Hoffnungen Schiffbruch gelitten? . . .

Die Dämmerung brach an, der erste bleiche Schimmer drang durch die unverhüllten Fenster, Sturm und Regen hatten aufgehört an die Scheiben zu klatschen, fahle, graublau Stellen blickten durch die zerrissenen Wolkenbilder, an denen vereinzelt erblässende Sterne standen. — Wo blieb Marka? . . . Und wie die Zeit langsam und bleiern, und doch weiter und weiter rückte! . . .

XXII.

Marka war direkt in Stefans Zimmer gegangen. Sein Bett war unberührt; er hatte nicht geschlafen. Wie hätte er auch an Ruhe denken können, wo seine Seele derart aufgerüttelt war von Grauen und Entsetzen, das sogar den Schmerz um die eigenen vernichteten Hoffnungen in den Hintergrund drängte! . . . Seine Wege hatte ein Mensch den Tod gesucht . . . ein Wesen, das er für ein Kind gehalten! . . . Er war Schuld daran, er, dem es unerträglich war, wenn eine vernunftlose Kreatur einen Schmerz, einen Schaden durch ihn erlitt! . . . Und wach! ein Meer von Schmerz und Verzweiflung hatte dies arme, junge Herz durchmachen müssen, bis es das Entsetzliche vollführte — Und alles aus Liebe zu ihm, und er war Schuld daran! . . . Er stand am Fenster und sah den jagenden Wolken nach, die die Helle des Morgens zu färben begannen, da öffnete sich die Thüre, und der graue Kopf Markas schob sich herein.

„Nun, wie sieht's?“ fragte er, hastig sich zu ihr wendend.

„Nicht besser. Kein Schlaf und kein Wachen, kein Tod und kein Leben! Es ist, wie wenn die Seele den Weg nicht mehr zurückerfinden könnte . . .“

„Dann muß man den Doktor benachrichtigen,“ sagte der junge Mann und machte eine Bewegung nach der Thüre.

Sie legte ihm die Hand auf den Arm und hielt ihn zurück.

„Da wird kein Doktor . . . da kann kein Mensch helfen, Stefan . . . nur Einer, Einer — Du!“

Er wich einen Schritt zurück und sah sie verstört an.

„Höre mich an, mein Sohn! Als ich jung war, da lebte in unserem Dorfe eine junge Dirne, die auch so eine übermenschliche Liebe für einen Burschen gefaßt hatte. Die Eltern des Mädchens wollten aber nichts davon wissen; denn sie waren reich, und der Bursch nur ein armer Tagelöhnersohn. Da fing die Dirne an hinzusiechen und zu verfallen, zusehends und von Tag zu Tage. Dann kam ein hitziges Fieber dazu und brachte sie an den Rand des Grabes. Der Doktor aus dem Städtchen kam jeden Tag, aber was er auch verordnete, was er verschrieb, es war nur ein Schlag ins Wasser, es wollte nichts fruchten, es war umsonst. Da sagte eines Tags der Doktor: Wenn die Hitze noch um einen Grad zunimmt, dann ist es aus, dann kann Keiner helfen. Die geängstigten Eltern dachten: sie ist aus Liebe zu dem Burschen krank geworden, dieser soll sie wieder retten. Sie ließen den Burschen holen, er wurde ihr Pfleger, und seine Nähe wirkte mehr als alle Arznei.“ Sie schweig und sah ihm in die Augen. „Hast Du mich verstanden, Stefan?“

Ob er sie verstanden hatte! — Eine tiefe Erschütterung, der ganze, große Kampf seiner Seele spiegelte sich in seinen Zügen.

Marka sagte mit einem bittenden Ausdruck seine Hände. „Wende sie mit dem Rufe der Liebe, Stefan! Vielleicht wird sie Dich hören . . .“

„Das kann ich nicht!“ schrie er jetzt mit fast rauhem Ton und machte sich frei. „Das . . . das kann ich nicht!“ — wiederholte er noch einmal tonlos.

„Du kannst es nicht?!“ Die kleine, gebückte Gestalt schien zu wachsen, wie sie sich jetzt vor ihm aufrichtete; ein feierlicher Ernst lag in den Zügen, und Zorn und Trauer klang aus der Stimme, als sie weiter sprach: „Du kannst es nicht?! . . . Und war es weniger, was Du thatest, als Du Dich damals dem wühenden Thiere entgegenwarfst, Dich zertreten und zerfleischen ließe, um ein fremdes, hilfloses Leben zu retten? Damals warst Du ein Knabe, jetzt bist Du ein Mann . . . Befinne Dich, mein Sohn! . . . befinne Dich erst recht, ob das Wesen, das aus Liebe zu Dir den Tod gesucht hat, weniger werth ist als jenes lahme, verkrüppelte Mädchen!“ —

Damit ging die alte Frau, ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen oder nur einmal den Kopf zu wenden, aus dem Zimmer, ihn in der höchsten Pein und Seelenbedrängniß zurücklassend.

Als es ganz Tag geworden war, kam der Doktor. Dieser wurde selber besorgt und schüttelte den Kopf. Es war ein höchst merkwürdiger, ein seltener Fall, ihm wohl bekannt, aber in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. Eine Art innerlicher Krampf, eine Folge des Sturzes ins kalte Wasser oder vorhergegangener großer, feilscher Erregungen. Jetzt war nur zweierlei anzunehmen: entweder würde sich ein schweres Gehirnleiden entwickeln, oder — sie würde so leise hinüberchlummern und überhaupt nicht mehr erwachen.

Er versuchte zwar noch ein warmes Bad, obwohl er keine großen Hoffnungen hegte; es erwies sich auch als vollständig erfolglos.

„Es bleibt uns nichts Anderes übrig, als — abzuwarten,“ sagte er zu Lory. „Es giebt Fälle, denen wir Aerzte auch ohnmächtig gegenüberstehen.“

Im Laufe des Vormittags kam die Gräfin; sie geberdete sich aber gleich so maßlos, stöhnte und jammerte so laut, daß sie bald in ein anderes Zimmer gebracht werden mußte.

Lory schloß halb die Jalousien, denn durch eines der Fenster fiel und blendend die Vormittagssonne auf die weißgetünchten Wände, dann setzte sie sich wieder an das Lager nieder. Da öffnete sich leise die Thüre, und Stefan trat über die Schwelle. Sein Gesicht trug die Spuren schwererlebter Stunden, aber auch jenen stillen, gesammelten Ausdruck, wie ihn — ein schwer errungener, edler Sieg zu hinterlassen pflegt . . .

„Contesse Lory,“ sagte er nach einigem Schweigen und ohne aufzublicken, „ich war im Zimmer nebenan und habe den Doktor gehört . . .“ dann nach einer Pause wieder, „würden Sie mir vielleicht auf einige Zeit hier den Platz überlassen? . . .“ Und als ihn das Mädchen groß und überrascht anfaß, fügte er mit einem leisen, tief Schmerzlischen Lächeln hinzu: „Nach Markas Ausspruch soll ich versuchen . . . der Arzt hier zu sein . . .“

Sie konnte buchstäblich kein Wort über die Lippen bringen, Tränen schossen ihr in die Augen und, ehe er es wehren konnte, hatte sie seine Hand ergriffen und ihre Lippen darauf gedrückt, dann war sie aus dem Zimmer.

Wer das dem jungen Mann noch gestern gesagt hätte! — Wie eine innere Erdrevolution oder einer jener gewaltigen Orkane im Stande ist, in kürzester Zeit den Charakter einer Gegend zu verändern, indem er Berge abhebt, Flüsse versiegen oder neu hervorbrechen läßt, so vermag oft ein Moment ein Menschenschicksal in ganz andere Bahnen zu lenken.

Was Stefan jetzt empfand, als er in dies stille Gesicht sah, das die weichen Linien eines Kindes hatte und doch kein Kind mehr war — war ein schenes, banges Gefühl und jene Regung

kiefen Erbarmens, wie sie nur die unbegrenzte Umgebung eines Andern in einer edlen Natur hervorruft.

Arme, arme Tereska! Wie frisch, wie kindlich heiter, ja übermüthig war sie gewesen, als er sie kennen lernte, und welche Wandlung in diesen wenigen Monaten! Welch endlos weiter Weg in dieser Spanne Zeit! . . . Der Sprung eines Kindes mitten in das gereifte, vom Unglück gezeichnete Leben hinein . . . Und Alles für ihn, Alles um ihn!

„Wecke sie mit dem Ruf der Liebe, vielleicht wird sie Dich hören!“ hatte Marka gesagt.

Und war es so schrecklich, diese kleine Hand zu halten, zu freichelnd und liebevoll ihren Namen zu nennen? Hätte er sich einem Andern gegenüber nur einen Moment besonnen, Hülfe zu leisten, mochte es, wer immer, mochte es, was immer sein?

Hätte er sich damals besonnen, als er dem Kinde ins Wasser nachsprang, als er sich dem wüthenden Thiere entgegenwarf? Und was das Unbewusste in der Knabenseele vermocht, das sollte der Wille, die Einsicht des Mannes nicht können? Und was hatte er denn überhaupt noch zu hoffen — welches Glück im Leben zu erwarten? Lory hatte ihn abgewiesen, und nicht nur für jetzt, nein für immer, für immer! Selbst wenn er sich nur mit freundschaftlichen Gefühlen begnügen wollte, könnte es nie sein, er sollte nicht fragen, nicht in sie dringen . . .

Ja, jetzt sah er klar, sie liebte einen Andern! Aber wen? Verfall? — Das konnte nicht sein, sonst wäre sie nicht unglücklich . . . Verfall liebte ja Lory. Was wäre sonst der Grund des so veränderten Wesens des Freundes? Wenn es aber Verfall nicht war; wer denn? Es verkehrte ja Keiner sonst im Hause. War es vielleicht ein Lehrer aus der Schule? Er kannte sie Alle; es waren gewöhnliche Männer, weder an Bildung noch an Charakter über das Durchschnittsmaß hinaus. Konnte einen solchen die Neigung Lorys treffen? Nein, nein, das war nicht möglich! O, wer da Klarheit hätte!

So saß Stefan, sinnend, grübelnd, er wußte nicht waren Minuten, waren Stunden darüber hinweggegangen. Einmal war es ihm, als öffne sich leise die Thür; Marka's grauer Kopf kam zum Vorschein, dann verschwand er wieder, und die Thür fiel leise ins Schloß.

Diese Stille herrschte um ihn; nur das Tictack der Uhr ließ sich hören und der leise Wind, der draußen an den Fenstern durch das halberweckte Ehepaar fuhr. Es mußte weit über Mittag sein, denn die Sonne hatte schon die östliche Seite des Hauses verlassen, und ihre Strahlen fielen nicht mehr so grell und stechend durch das Fenster. Stefan sah in das regungslose Gesicht.

Und — war es Täuschung, oder war wirklich eine kleine Veränderung eingetreten?! Oder war es schon früher gewesen, und er hatte es nicht bemerkt? . . . Die Lippen des Mädchens waren leise geöffnet, und leise, kaum hörbar zwar, aber doch sichtbarer ging der Athem, das Heben und Senken der Brust; auch die Starrheit der Züge hatte sich in Etwas gelöst.

War es wirklich möglich? Lag es in seiner Hand, nur in seiner Hand?! Konnte Liebe so allmächtig sein und auch solche Niegel sprengen? Unsaßbare Empfindungen erfüllten ihn: Furcht, Zweifel, Bangen und ein scheues Gefühl von Ehrfurcht.

Er strich ihr ein-, zweimal über das Gesicht und rief sie leise beim Namen.

Sekunden vergingen; da war es ihm, als zucke ihre Hand, die in der seinen ruhte; so kurz und leise die Bewegung war, er hatte sie doch gespürt.

Und wieder verging eine Zeit; athemlos blickte er in ihr Gesicht. War das jetzt wirklicher Schlaf? Sanft lagen die langen, dunklen Locken über die Wangen gebreitet, deren Farbe erhöht war, und sichtbar und deutlich war das Heben und Senken der Brust. Da ging ein leises Zucken durch die Gestalt; es war eine Bewegung, wie wenn Jemand in eine bessere Lage zu kommen sucht, dann hoben sich nach einiger Zeit schwer und langsam die Augenlider. Die Blicke richteten sich starr und verständnißlos in gerader Richtung vorwärts, als bohrten sie sich in einen Punkt der gegenüberliegenden Wand ein. War es Ermüdung, oder blendete der Sonnenstrahl, der gerade über die Stelle hinlief? Langsam sanken die dunklen Wimpern über die Augen; sie lag wieder still und reglos.

„Tereska, Tereska!“ sprach Stefan's Stimme, „willst Du mich nicht hören? Willst Du nicht erwachen?“

Ein lebhaftes Zucken in seiner Hand, eine stärkere Bewegung der Gestalt, die Augen öffneten sich zum zweiten Male und sahen langsam und scheu von einem Punkt zum anderen, dann blickten

sie gerade über sich und in Stefan's Augen hinein. Groß und forschend hingen ihre Blicke eine Zeit lang an den seinen; es war, als ringe etwas mächtig nach Licht, nach Verständniß, dann breitete sich ein immer hellerer Schein darin aus, ein Ausdruck aufblühender, stiller Seligkeit legte sich über das Gesicht, und mit einem leisen, hingehauchten Laut schloß sie die Augen wieder. Es war also doch der Himmel, in dem sie sich befand. Und sie war so lange in einem unermesslichen, öden, grauen Raume eingeschlossen gewesen, mit eisernen Ketten die Glieder belastet. Und sie hatte mit allen Kräften gerungen, sich bemüht, die Fesseln zu brechen, sich zu befreien; sie war nicht im Stande gewesen, die eisernen Klammern zu lösen, und wie ein Gewicht mit tausend Centnern hatte es ihr erdrückend auf der Brust gelegen. Stimmen hörte sie ununterbrochen rufen; sie erkannte sie aber nicht, sie unterschied sie nicht; denn aus weiter verlornener Ferne klangen sie verworren zu ihr. Da endlich löste sich eine Stimme von all den andern — und diese erkannte sie, diese unterschied sie . . . Näher und immer näher klang die Stimme zu ihr: „Tereska, Tereska, ich bin's! Erwache!“ Ihre gefangene Seele strebte mit allen Kräften diesem Schalle zu, da plötzlich war es ihr, als wüch die Fesseln, eine nach der andern, als fielen Alles von ihr ab; frei und leicht fühlte sie sich und emporgetragen wie auf Flügeln. Immer mehr verflank die öde, ungeheure Tiefe unter ihr, immer höher ging's der Sonne zu, und seine Augen waren das Licht, aus denen die Strahlen ausgingen, die den Himmel erleuchteten, und diese winkten ihr, winkten und lockten . . . Jetzt lag sie auf grünem Rasen, weiche Lüfte umfingen sie, Vögel sangen, und der süße Duft der Blumen stieg zu ihr auf . . . Und er — er war bei ihr . . . und so wie jetzt hatten seine Augen noch niemals geblüht, und wie Himmelsmusik klang seine Stimme an ihr Ohr . . . Welch süße erquickende Mattigkeit überkam sie, und wie selig war es, so . . . so einzuschlafen . . .

Und sie schlief stundenlang und, als sie gegen Abend erwachte, geschah dies mit vollem Bewußtsein; es war ein Genesungsschlaf gewesen. Sie war zwar noch sehr schwach, sprach kein Wort und lag still und bewegungslos, aber sie erkannte doch ihre Umgebung, und als Marka zu ihr hintrat, um ihr etwas Wein einzufüllen, lächelte sie ihr sanft zu. Und es war auch, als ob sie von Marka am Liebsten etwas annähme, sie am Liebsten um sich habe. Saß Lory an ihrem Bette, so war ihr Gesicht der Wand zugekehrt und sie lag so still und regnungslos, als ob sie schlief, oder als ob sie bei den Andern diesen Glauben erwecken wollte. Es war, als bedrückte etwas Furchtbares ihre Seele, als scheue sie sich, belastet von einer ungeheuren Schuld, Jemandem ins Gesicht zu sehen; Lory gegenüber trat dies am deutlichsten hervor . . . Nur einmal, in den ersten Stunden noch, als diese vor ihrem Bette lag, ihre Hand mit Thränen und Küßchen bedeckte und mit erstickter Stimme flüsterte: „Tereska, liebe, geliebte Schwester!“ war es, als antwortete ein leiser, leiser Druck diesen Liebesworten. Das war und blieb auch das erste und einzige Zeichen.

Der Doktor kam und war über die glückliche Wendung im Innersten erfreut. Ohne Ahnung dessen, vor hier Art gewesen und auf welche Weise seine Stelle vertreten wurde, betrachtete er die Besserung als eine Art Wunder; denn was ihn betraf, so hatte er alle Hoffnung aufgegeben. Und hätte er es gewußt, so wär' es ihm vielleicht nicht minder als ein Wunder erschienen . . . Er empfahl jetzt die größte Schonung und nach jeder Richtung hin. Nur für die Hebung der physischen Kräfte sei jetzt zu sorgen, mit deren Wiederkehr würde schon der apathische Zustand schwinden. Man müsse Gott danken und nur langsam Schritt für Schritt vorgehen. Aber ein Tag und noch einer verging, und es blieb Alles beim Alten. Tereska nahm die Nahrung, die Erfrischungen, die man ihr bot, von selber verlangte sie nichts, sonst lag sie still, vor sich hinbrütend und meist der Wand zugekehrt. Es war, als wollte sie nicht nur jeder Frage, jeder Anrede entgegen, sondern auch jedem Menschenauge entrückt sein . . .

Im dritten Tage gegen Mittag kam Stefan plötzlich in das Krankenzimmer, das er seit Tereskas erstem Erwachen nicht wieder betreten hatte, und als ahnten Lory und Marka, die darin sich befanden, daß Stefan sein Erlösungswerk zu Ende führen wollte, verließen sie schweigend das Zimmer.

Wie in jener Stunde, nahm er an ihrem Lager Platz. Das junge Mädchen rührte sich nicht; sie wandte nicht das Gesicht und verharrte so regungslos, als ob sie schlief. Und doch schlief sie nicht, denn Stefan, der sich über sie neigte, sah, daß sich schwere Thränen hinter den Wimpern hervorbrängten. (Fortsetzung folgt.)

Die Schönste Rose.

(4) Aus dem Ungarischen von Oskar von Krücken. (Nachdruck verboten.)

Vielleicht kehrte Beg's Seele aus dem Jenseits zurück, wohin sie jener liebliche Engel mit sich gerissen. Es schien ihm Alles so sonderbar, was mit ihm geschah, er suchte seine Gedanken zu ordnen; allein dies gelang nur allmählich. Wahrlich, mit dieser Rose verglichen, wird die Schönheit des „Gül-i-Güller“ zunichte. Diese würde sogar die „Glorie von Lahore“ in Schatten stellen.

Der Pascha hatte nicht gelogen. „Du hast die Bette gewonnen,“ sagte er endlich leise und abgebrochen und halb mit sich sprechend. — „Dein ist der Garten und der Gül-i-Güller . . . aber ich gebe Dir auch meine berühmten Rosengärten und Kazendik . . . und auch die in Damaskus . . . gib Du mir dies Mädchen! . . .“

Dann sprang er plötzlich auf und warf sich mit der Wuth eines Tigers auf den ruhig lächelnden, seinen Schibut rauchenden Pascha.

„Du hast das Paradies beraubt, alter Fuchs! Ich ermorde Dich, wenn dieser Engel nicht mein wird!“

Der Großvezier vermochte sich kaum aus den Händen des Wüthenden zu befreien.

„Entschuldige schon, mein Sohn,“ sagte dieser, seinen schmerzenden Hals streichelnd. „Du hast eine eigene Manier, um die Hand meiner Tochter anzuhalten.“

Der Beg begann nach Luft zu schnappen.

„Dei . . . ne . . . Tochter . . . ter . . .?“

„Natürlich, meine Tochter, und noch dazu mein Liebling.“

Ahmed Beg fiel vor dem Großvezier aufs Knie nieder.

Pascha, wenn Du mich nicht für mein ganzes Leben unglücklich machen willst, so gib mir die Hand Deiner Tochter! . . . Sonst werde ich wahnsinnig!“ — fügte er verzweifelt hinzu und umfakte die Füße des Pascha.

„Eman Allah! Gott behüte!“ rief dieser erschrocken, und suchte den Beg aufzuheben. „Thue das nicht, mein Sohn! Ich gebe Dir sie ja ohnehin. Siehst Du, es war meines und meines einstigen Jugendfreundes, Deines seligen Vaters, Lieblingsplan, daß unsere Kinder einst einander angehören mögen!“

Der Beg wußte vor Freude nicht, was anzufangen. Er faßte die Hand des Pascha und bedeckte sie mit Küßen. Dieser wischte sich eine Thräne aus dem Auge und setzte fort:

„Bei Allah sei es gesagt, „Rosenstrahl“ wird Dein und sonst keines Andern! Du bekommst auch Mitgift mit ihr, eine solche, um die Dich selbst der Großschatz von Meffa beneiden dürfte. Ich gebe Dir Deine Rosengärten zurück mitsummt dem Gül-i-Güller und füge als Daraufgabe noch die 100 000 Dukaten hinzu, die ich gegen Dich hielt.“

Aber der Beg hörte seine letzten Worte schon nicht mehr. Was sind ihm die Rosengärten, der „Gül-i-Güller“ und was das viele Geld! In diesem Augenblicke interessirte ihn nur, daß „Rosenstrahl“ ihm gehören werde. Und dieses beglückende Bewußtsein raubte ihm fast den Verstand. Er stand auf und unarmte und küßte seinen künftigen Schwiegervater über Hals und Kopf. Dieser vermochte sich vor den überströmenden Gefühlen des Bega kaum in Sicherheit zu bringen.

Nach einigen Wochen wurde die schöne „Rosenstrahl“ Achmed Bega's Frau. Nicht bald wird Stambul wieder eine so glänzende Hochzeit sehen wie es die ihrige war. Aber auch nicht bald ein so schönes Paar, wie den jungen Beg und seine reizende Braut. Das Herz des greisen Großveziers hüpfte vor Freude, wenn er sie anblickte. Allein er konnte sich nicht enthalten, den überglücklichen Bräutigam ins Ohr zu flüstern:

„Und gib denn Acht, mein Sohn! Vergiß nicht, daß das Weib eine sehr schwer zu behandelnde Blume ist!“

Voll Selbstbewußtsein gab der Beg zurück:

„Du kannst ruhig sein! Ich bin Rosengärtner!“

Die schöne „Rosenstrahl“ und Achmed Beg lebten wie die Tauben.

Wenn nun der weiße Czar diese Rose von dem Beg verlangte, für wie viel er diese nicht hergebe?! Wohl kaum für die ganze Welt.

Und wenn die Fremden, die von weiter Ferne in seinen Garten pilgern, beim Anblick des „Gül-i-Güller“ die Hände bewundernd zusammenschlagen und beim Barte des Propheten schwören, daß es auf dem weiten Erdenrund keine schönere Rose gäbe als diese, da lächelt der Beg schlau und denkt bei sich:

„Wenn Ihr erst noch die andere sähet!“

Schluf.



Allerlei.

— Ein unerhörter Skandal. In Nizza kam es wegen einer russischen Dame, die sich allzu große Freiheiten erlaubte, zu einer Streitigkeit zwischen einem Doktor Emil Tunder aus Weimar, der die Dame zurechtgewiesen hatte, und einem ehemaligen österreichischen Offizier Baron Albert Oberländer, der sich zum Vertheidiger der Russin aufwarf. Oberländer forderte Tunder zum Duell, Legterer lehnte aber die Forderung ab, weshalb er von Oberländer derart belästigt wurde, daß er Nizza verließ und sich im Hotel des Ambassadeurs in Mentone einmischete. Oberländer verfolgte ihn dorthin und überfiel ihn nach einer erneuten Weigerung, sich zu schlagen, mit einem Dolch, den er in der Manteltasche verborgen hatte. Tunder erhielt drei gefährliche Dolchstiche, doch hofft man sein Leben zu retten. Oberländer wurde von Augenzeugen festgenommen und von der Polizei nach Nizza überführt.

— Eine Judenkolonie in China. Ein Berichterstatter der „National Bible Society of Scotland so North-China“ besuchte unlängst die chinesische Stadt Kaifungfu in der Provinz Honan, wo vor einigen Jahrhunderten eine große Juden-Kolonie sich angesiedelt hatte. Zur Zeit leben dort, wie die „Fr. Ztg.“ mittheilt, nur sechs Familien, Namens Rao, Tschao, Li, Li, Schih und Sichin; sie zählen zusammen vielleicht 300 Köpfe; einige Mitglieder haben noch einen stark jüdischen Typus. Von ihrer alten Religion wußten sie fast gar nichts mehr; auch haben sie keinen Tempel, obgleich sie sammtlich um die Stätte herum wohnen, wo ursprünglich ihre Haupt-Synagoge stand. Sie be-

treiben theilweise Handwerke, wie Schneiderei und Schusterei, oder sind Trödler.

— Das Urbild des Königs Gambrinus. In diesem Jahre sind es, wie die „Gartenlaube“ berichtet, 600 Jahre, daß Johann I., Herzog v. Brabant, das Urbild des Königs Gambrinus, gestorben ist. Die Volkslage schreibt bekanntlich die Erfindung des Bieres einem flandrischen König Gambrinus zu. Die Entstehung dieser Sage verlegen die Geschichtsforscher in das 13. Jahrhundert. Damals regierte Johann I., als Herzog von Brabant, in der Volkssprache hieß er Jan und lateinisch nannte man ihn Jan primus. Er war ein Schutzherr der Gewerbe und ließ sich auch bewegen, den Ehrenvoritz der Brüsseler Brauergilde zu übernehmen. Die dankbaren Brauer haben infolge dessen in ihrem Innungsssaale sein Bildniß aufgehängt, auf welchem der Herzog mit einem schäumenden Bierpokale in der Hand dargestellt wurde. Jan primus wurde nun als der Schutzherr des Bieres gefeiert, um so mehr, als um jene Zeit das Bier in den Weinbauern starke Gegner hatte und vielerorts zum ersten Male die Biersteuer eingeführt wurde. Aus Jan primus wurde das Wort Gambrinus, aus dem Herzog ein König, dem man nicht nur die Weichmuth, sondern auch die Erfindung des Bieres zuschrieb. Jan primus, das Urbild des Gambrinus, starb gerade vor 600 Jahren, im Jahre 1294. Der Todestag ist nicht bekannt.

— In Audienz. Unter den zahlreichen Personen, welche dieser Tage in der Ofener Hofburg von dem Kaiser Franz Josef in Audienz empfangen wurden, waren auch zahlreiche den ärmeren und bäuerlichen Klassen angehörende Leute. Unter diesen erregte

eine Bäuerin besonderes Aufsehen. Die Frau wollte in irgend einer Prozeßangelegenheit sich die Gnade des Kaisers erbitten, und um sich Sr. Majestät Gunst zu erwerben, war sie mit einem einen Monat alten Spanferkel unter dem Arm erschienen, welches sie dem Kaiser verehren wollte. Die Hofbeamten achteten wohl den guten Willen der Bäuerin, allein das Erscheinen im Audienzsaale mit einem Schweinchen konnte denn doch nicht gestattet werden. Es kostete keine geringe Mühe, der Frau begreiflich zu machen, der Kaiser nehme keine Geschenke an, sie wollte nicht recht einsehen, warum der Kaiser sich ein so gut genährtes, von ihr eigens zu diesem Zwecke bestimmtes Ferkel, das einen ausgedehnten Braten abgeben müsse, nicht sollte munden lassen. Schließlich mußte sie doch nachgeben, um zur Audienz zugelassen zu werden. Der Kaiser empfing die arme Bäuerin aufs Freundlichste, und als sie sich entfernte, trübte nur der einzige Umstand ihre Glückseligkeit, daß sie ihr Spanferkel wieder mitnehmen mußte.

— **Von einer eigenartigen Schmuggelgeschichte** wird aus Profiten berichtet. Eine Dame in russisch-Polen wollte in ihrem Wohnort eine Weckeruhr kaufen. Da der Uhrmacher einen zu hohen Preis verlangte, konnte aus dem Kaufgeschäft nichts werden. Nach einiger Zeit fuhr die Dame nach der nächsten deutschen Stadt und kaufte daselbst die gewünschte Uhr. Auf der Rückreise traf sie mit dem Uhrmacher ihres Ortes zusammen, der die gekaufte Uhr zu sehen bekam. Aus Verger über das entgangene Geschäft stellte er die Weckeruhr auf eine bestimmte Zeit, ohne daß die Dame etwas davon merkte. Um nun die Steuer auf der russischen Zollkammer nicht zu bezahlen, versteckte die Dame die Uhr in ihrem Kleide. Auf der Zollkammer angelangt, begannen die Uhr ihre Weckerläute laut werden zu lassen und die Defraudation stellte sich heraus. Die Uhr wurde konfisziert und eine entsprechende Geldstrafe der Dame obendrein auferlegt.

— **Kirchenparade in Amerika.** Die letzte Nummer des New-Yorker „Harper's Monthly Magazine“ behandelt, wie man der „Frk. Btg.“ mittheilt, einen neuen Versuch, „das Christenthum verlockend zu machen“ und „einen regelmäßigen Kirchenbesuch zu veranlassen“. Dieser Versuch besteht darin, daß manche amerikanischen Blätter jetzt neben den Berichten über bedeutendere Predigten am Montag Morgen auch Angaben über die in der Kirche getragenen Toiletten veröffentlichen. Daß die Toilette stets und überall beim Kirchenbesuch eine Rolle gespielt hat, ist bekannt genug, und in anderen Ländern, zumal im frommen England, ist man längst dahin gekommen, in allen Städten nach dem Gottesdienst an besonderen Stellen sich zu versammeln und die „Kirchen-Parade“ abzuhalten. Allein daß die Presse nun auch über die smart frocks in der Kirche eingehend berichtet, ist jedenfalls eine Neuerung.

— **Wie Gladstone seine Ruhestunden ausfüllt.** Der greise Premier Gladstone lernt in Biarritz, wo er jetzt zur Erholung weilt, baskisch. Er trägt ja nur die Verantwortlichkeit für die Regierung von 250 Millionen Menschen und hat deshalb viel Zeit übrig, bemerkt die „St. James Gazette.“ Und Voltaire sagt: „Es heißt, daß die Basken sich gegenseitig verstehen, wenn sie mit einander sprechen, ich meistens aber glaube es nicht.“ Aber Voltaire hat Gladstone niemals gehört, wenn der Letztere gebeten wurde, eine klare Antwort auf eine klare Frage zu geben, wo es nicht nützlich war, einfach Ja oder Nein zu sagen. Hätte Voltaire Gladstone gehört, so würde er wahrscheinlich zu der Einsicht gelangt sein, daß Baskisch nicht die einzige unverständliche Sprache sei, selbst für die, welche sie selbst sprechen.“

— **Ertappt!** Vor nicht allzu langer Zeit kam nach Berlin ein hiederer Provinziale, der den entschuldigen Gedanken hatte, sich einmal in Berlin göttlich zu thun. Die rothe Laterne einer Damentneipe in der Friedrichstadt hatte es dem Herrn H., so wollen wir ihn nennen, angethan, und er brauchte seinen Entschluß nicht zu bereuen, denn drinnen waltete der schönsten eine von den Kellnerinnen Berlins. Da der Herr H. sein Portemonnaie nicht zu schonen brauchte und die Kellnerin gar zu „pouffürlich“ war, knallten bald die Champagnerpfropfen, und das Pärchen befand sich in dulce júbilo. Aber mit des Geschickes Mächten — und in unserem Fall — mit den Kriminalschutzleuten ist kein ewiger Bund zu schließen. Ein feiner Herr betrat das bewußte Lokal und sah erst still vergnügt auf das „liebliche“ Treiben der Kellnerin hin. Plötzlich griff er in die Tasche nach „einem gewissen Etwas,“ stellte sich der Kellnerin vor und stellte ihr außerdem die kommende Strafe in sichere Aussicht. Die Kellnerin, „unschuldig wie ein Kind,“ bekehrte,

nicht „animirt“ zu haben, und der Kriminalschutzmann nahm nunmehr den Thatbestand auf und ließ sich den Namen und die Adresse des Herrn H. genau angeben. Der Provinziale war nach Hause zurückgekehrt und hatte längst den Vorfall vergessen. Dieser Tage überreichte ihm nun seine Gemahlin eine Zeugenvorladung aus Berlin, und da Frau H. in ihrer weiblichen Neugier den Grund kennen lernen wollte, wie ihr Herr Gemahl zu der Kellnerin in Berlin in Berührung gekommen sei, mußte dieser nolens volens berichten. Absolution hat er ja glücklich erhalten, aber einem Berliner Freunde hat er geschrieben, daß ihm Berliner Damentneipen gründlich verleidet wären.

— **Bei schneidender Kälte** schritt ein Herr über die Strafe. Sein Ueberzieher war bis über die Ohren zugeknöpft und der bloße Gedanke, ihn aufzuknöpfen, flößte dem Eiligen Schauer ein. Und doch hätte er gern gewußt, wie spät es war, aber auf seiner Uhr nachzusehen, die im Westentaschen geborgen lag — hr! Nein. Gerade jetzt tauchte ein wohlgekleideter Herr in einiger Entfernung von ihm auf. Immer näher kam dieser Herr, und der andere Herr, der gern wissen wollte, wie spät es war, richtete sich mit der Frage an ihn: „Wissen Sie vielleicht, wie spät es ist?“ Der Fremde blieb stehen, zog seinen rechten Handschuh ab, knöpfte seinen Ueberzieher von oben bis unten auf und zog die Uhr aus der Tasche, während der schneidende Wind um seine unbeschützte Brust segte. Er hielt die Uhr in die Höhe, so daß der Laternenschein auf sie fiel, sah einen Augenblick genau nach und sagte dann: „Ja wohl, jetzt weiß ichs.“ Sprach und ließ den Anderen ohne ein weiteres Wort stehen.

— **Ein Holtzener Bauer,** so erzählt die „Nord-Deutsche Zeitung“, tritt ans Schalterfenster im Posthause eines kleinen Landortes. Der einzige Beamte, der Postrevisor, ist gerade mit der Abgabe eines Telegramms beschäftigt und giebt deshalb dem Bauern durch Winke und Gebarden zu verstehen, er möge warten. Dieser glaubt aber die Grimassen des Postmeisters dahin deuten zu müssen, er sei an die verkehrte Thür gerathen, dreht sich also schnurstracks um und öffnet die gegenüberliegende Thür, die aber zum Allerheiligsten der Frau Postmeister, der Küche führt. Hier bringt er sein Anliegen vor, worauf die Frau Postmeister fragt: „Ist denn Niemand drüben?“ „Ne,“ sagt der Bauer, „dor seet bloß en Snider an de Neishmachin und meed Fragen.“

Vom Tage.

— **In Bern** stand dieser Tage der Doktordiplom-Fälscher von Ganting vor dem Schwurgericht. Ganting, der an der Berner Universität die Stelle eines Privatdozenten für Musikgeschichte bekleidete, hatte 1881 das Hauptstück der Universität und das Siegel der philosophischen Fakultät gestohlen und dann in Wien um theures Geld gefälschte Doktordiplome ausgestellt. Als man Ganting auf die Spur kam, entzog er sich der gerichtlichen Verfolgung durch eine Flucht nach England. Dort betrieb er sein einträgliches Gewerbe weiter. Erst 1892 gelang es, Ganting in London zu verhaften und ihn nach Bern auszuliefern. Zwölf Monate dauerte die Untersuchungshaft. Die Geschworenen bejahten den Diebstahl unter Annahme mildernden Umstände und Ganting wurde zu acht Monaten Gefängnis, zur Zahlung von ein Sechstel der Gerichtskosten und 50 Francs Entschädigung an den Staat Bern verurtheilt. Die Strafe hat er durch die lange Untersuchungshaft verbüßt und wurde sofort in Freiheit gesetzt.

— **Hannover, 29. Januar.** „Eine Jagd auf Leben und Tod“ entspann sich Dienstag Abend zwischen dem Gymnasiallehrer F., einem Schutzmann und mehreren Civilpersonen. Genannter Gymnasiallehrer hatte, so wird vor der „W. Z.“ berichtet, in Hemmingen Wildziehbereien begangen und bei einer solchen Gelegenheit auf den Förster mehrere Schüsse abgegeben, ohne jedoch zu treffen. Um sich in Sicherheit zu bringen, war der Wilddieb nach Hannover entflohen. Der Besitzer der Jagd in Hemmingen hatte nun an die hiesige Polizeidirektion das Ersuchen gestellt, den Flüchtling festzunehmen. Dem festnehmenden Beamten war eine Belohnung von 100 Mark ausgesetzt. Zwei unserer Schutzleute ermittelten bald, daß der Flüchtling in der helmerdingischen Gastwirthschaft an der Osterstraße logire. Am Dienstag Abend erfolgte nur durch einen dritten Polizeibeamten die Festnahme des Wilddiebes. Letzterer, ein Hüne von Gestalt und Kraft, ging bis nach der Schloßwache, dann schleuderte er mit wüthigem Hiebe den Schutzmann und die ihm im Wege stehenden Civilpersonen zur Seite und jagte der Maich zu, dicht gefolgt von dem Beamten und einem leichtfüßigen Hausknecht. In der Nähe von Bella-Vista stürzte sich der Hausknecht auf den Flüchtling, riß ihn zu Boden, daß die Kämpfenden sowie der bald hinzugekommene Schutzmann einen unbeschreiblichen Anblick boten. Nach schwerem Ringen gelang es, den Kaiserden zu überwältigen und ihn — jetzt allerdings sicher gefnebelt — nach dem Gefängnis zu bringen.